

(Nachdruck verboten.)

68]

## Der Entgleiste.

Von Wilhelm Solzger.

14.

Pierre und Philipp waren gute Freunde geworden. Pierre wußte so viele Möglichkeiten und Gelegenheiten, wo man sich „den Magen gut füllen konnte“. Er wußte immer eine Arbeit zu finden. Es war merkwürdig, er brauchte nur auf die Straße zu gehen, so bot sich ihm etwas. Und fand er nichts, verkaufte er Blumen und drehte den Schutzleuten eine Nase, weil er keinen Erlaubnischein dazu hatte. Philipp und Pierre waren zusammengezogen. Sie wohnten billig und lebten nun solide. Sie ruhten des Nachts und arbeiteten des Morgens. Und jetzt war es Philipp, der wieder auf Pierre zurückwirkte. Er half ihm, sich zu begnügen und nicht zu viel in Alkohol anzulegen. Und Pierre lächelte dazu und behauptete, man fühle sich wohl dabei.

Den „Flotten Hasen“ betrat Philipp nicht wieder. Aber Pierre ging von Zeit zu Zeit hin. Er blieb eine begehrte Nummer dort. Er hatte es eingeführt, zu sammeln, wenn er sein Glas zerhaut hatte, „um das Glas zu bezahlen“. Aber es blieb von diesen Abenden nichts übrig. Mit den Frauen gab er sich nicht ab. „Das ist nichts für mich,“ sagte er zu Philipp, „nicht mein Geschma!“ Und einmal entfuhr es ihm: „Ich habe eine Schwester, die gehört auch dazu!“ Er machte eine Handbewegung und schnitt eine Grimasse. Philipp sah, daß es ihm weh tat. Aber er war gleich wieder ausgelassen und lustig.

In Philipp hatte sich der Arzt wieder gemeldet. Da er aus seinen geraden Berufsgleisen gerissen war, versuchte er helfend und heilend einzugreifen, wo Unwissenheit und Elend oft auf ärztliche Dienste verzichtet hatten. Und weil seine Hilfe freiwillig angeboten wurde, ließ man sie sich gefallen. So hieß Philipp bald in diesen Kreisen „der Doktor“. Er verband Wunden, untersuchte Kranke, heilte langwierige Krankheiten, die vernachlässigt waren. Sein alter Doktor im Sunsrüd fiel ihm ein und was er bei ihm gelernt hatte. Hier konnte er es anwenden, denn die Medikamente durften nicht teuer sein, sonst wurden sie nicht gekauft und angewandt. Er mußte immer aufs Einfachste und Billigste sinnen. Was er mit einem Tee oder einem Öl heilen konnte, das heilte er damit. Wenn es nicht möglich war, ging er selbst in die Apotheke und machte ohne Rezept Zusammenstellungen. Er hatte einen jungen Apotheker in der Rue Lepic gefunden, der auf alles sehr gern einging. Sie lernten beide oneinander. Für Philipp war das eine ganz neue medizinische Schule. So hatte er eine recht ausgedehnte Armenpraxis — ohne Entgelt freilich, aber mit einer warmen Erkenntlichkeit. Er sammelte Erfahrungen, und manchmal war ihm, er spüre den Finger des Lebens, der weiter weise. Die Sparamkeit zwang zu einer Art von Homöopathie, die Philipp ursprünglich ganz fern gelegen hatte. Die Homöopathie zwang ihn wieder zu einer eigenen Ueberwachung der Kranken, damit Regelmäßigkeit und Dosis genau eingehalten wurden. Und das war manchmal nicht leicht. Die Armut ließ den armen Menschen meist nicht Zeit zum Kranksein — vielen mußte eine sonnigere und geschützte Stelle an der Straße das Krankenlager bieten. So machte Philipp auch hier, in Luft- und Lichtwirkung, neue Studien. Ein heimlicher Armenarzt, der Helfer der Ärmsten und Ausgestoßensten des Lebens — manchmal machte es ihn stolz. Er fühlte die religiöse Seite seines Berufes, und er fühlte mehr: die hohe Mission, die er hier erfüllte, die Mission des Wohltuens, der verschwiegenen, interesselosen Hilfe. Und es war wie ein mystischer Schimmer, den er um sich fühlte, ein schöner, warmer Schein, den jedes Erfüllte und Gehobene in einer Aufgabe und einem Lebenszweck dem Menschen gibt, sei er, wer er sei, Handwerker oder Priester, Dichter oder Tagelöhner. Er fühlte, er schritt durchs Leben, wie der Säemann über den Acker, wie der Gärtner zwischen seinen Blumen und Sträuchern und Bäumen. Nie hatte er gefühlt, was sich in ihm jetzt mit aller Klarheit und Deutlichkeit aufdrängte: daß der Beruf des Arztes der schönste sei von allen

Berufen — vielleicht außer dem des Priesters, wenn es noch welche gäbe, nämlich des Priesters, der für die Seele geben könnte und geben wollte, was der Arzt dem Leibe gibt. Dabei war er für die übrigen Menschen ein Verkommener, ein Ausgestoßener — denn er war arm und dürftig gekleidet und hatte kaum noch einen Rest der Ordentlichkeit seiner besseren Zeit an sich. Aber wie er entbehren gelernt hatte, so hatte er auch gelernt, den Ueberfluß verachten. Er sah alles auf das Einfachste und Notwendigste hin. Er litt nicht mehr an seiner Armut, wie er in seiner Jugend an ihr gelitten hatte. Er hatte alle Eitelkeit überwunden, alles, was den Menschen äußerlich macht und ihn innerlich darben läßt. Er fing an, innerlich zu besitzen, so sehr er äußerlich auch darben mußte. Und er hatte Vertrauen. Wenn nichts von außen mehr an ihn heran kam, das ihn verhinderte weiterzuschreiten oder ihn gar zurückwarf, so war wo ein Ziel in der Welt für ihn, zu dem er gelangen mußte. Ging er noch durch Schlamm? Nein! Er ging nur durch Gestrüpp. Und es war gut, daß seine Füße verwundet wurden, das machte die Füße hart und fest und widerstandskräftig, und seine Füße würden niemals vor Dornen und Dolden zurückschrecken. Auf seine Füße konnte er sich jetzt verlassen.

Es flog das Bild seiner Heimat vor seinen Blicken auf, ganz in Gold und Sonne getaucht, um den Giebel der Eulermühle flog der blaue Rauch und auf dem Dache ruckten die Lauben. Mutter saß am Fenster in ihrer Stube und sah hinaus — und weinte nicht mehr. Sie brauchte nicht mehr für ihn auszuhalten . . . es hatte sich alles erfüllt. . . .

Da merkte er, daß es noch weit dahin war, und daß er geträumt und Luftschlösser gebaut hatte. Aber warum sollte er nicht träumen? Satten Träume nicht ebensoviel Recht wie die Wirklichkeit? Und er träumte weiter, mitten im lauten Getriebe — er ging ihm ja abseits — und er sah in einer unbekanntem Gegend Melanie. Er sah sie neben der Mutter, und sie warteten, daß er käme. Und er kam.

Pierre teilte sehr oft den Verdienst mit ihm. „Du bist der Doktor, Du brauchst schon etwas mehr.“ Philipp beschämte das. Aber Pierre blieb bei seiner Meinung.

„Ich schreibe ja doch keine Doktorrechnungen.“  
Dann kam ein großer und schöner Tag. Philipp hatte es fertig gebracht, zehn Franks zu ersparen. Noch ein wenig und es waren zehn Mark. Das war der große und schöne Tag, als die zehn Mark beisammen waren. Er schickte sie der Mutter. Sie sollte sehen, daß es ihm gut gehe. Er sei nicht reich, aber er komme weiter. Sie möge nicht traurig sein, sondern vertrauen. Eines Tages gelinge ihm ganz, was ihm jetzt nur teilweise gelingen könne.

Er war so froh. Er wollte heute feiern und verschwenden. Aber er ging nur hinaus ins Freie. Er genoß den schönen Apriltag, der die Welt erfüllte. Und er genoß das Alleinsein.

Er umschritt den großen See des Bois de Boulogne, ging dann weiter am kleinen vorbei und wendete sich dann nach rechts, nach Saint-James zu. Hier waren nicht viele Menschen, erst von hier an geriet er unter sie. Er genoß jeden Sonnenreflex, der im Blattgrün spielte, der über den Waldboden huschte, der auf dem Wasser schwamm. Die Wolken gingen ganz hoch, und es war weit im Blauen, wo sie zogen. Ein kleiner freundlicher Wind lief vor ihnen her, und manchmal warf er sich voller in die Kronen der Bäume, schaukelte sich eine Weile in ihnen, sprang dann wieder in die Höhe und lief über den Wald weg, der im Wiegen und Schwanken seiner Wipfel, dem Rauschen der Kronen und Flüstern der Blätter von seinen flinken Füßen erzählte. Dann aber war es einen Augenblick ganz still, wie wenn man allein zu Hause sitzt und einen Freund erwartet. Man hört draußen die Pforte gehen, und dann bleib's still, lange still, bis es an die Türe klopft, durch die der Erwartete eintreten soll. Es ist alles Spannung und Zittern — nun wird sich das Schöne ereignen, das angekündigt worden.

So war es Philipp — gehoben und erwartungsvoll, ganz still.

Sollte er nicht vertrauen und träumen dürfen? Es würde schon einmal bei ihm anklopfen, das Erwartete. Aber er wußte ja, es war dann ein Errungenes. Von seinem

Willen und seiner Ausdauer hing es ab, ob es kam. Das Leben hatte ihn nun in seiner Esse, und ein paarmal hatte der Schmied schon das Eisen herausgenommen, auf den Amboss gelegt und seine Hammerschläge getan. Sie saßen, seine Hammerschläge. Und eines Tages würde er ausgeglüht und ausgehämmeret, würde er ausgeschmiedet sein. Dann war er, wozu er fähig war. Hier ist einer die Angel einer Tür, dort ist einer das Tragband eines Lozes, und hier wird einer selbst Amboss und dort wird er Hammer. Jeder das, wozu er sich eignet, der eine zum Falten, der andere zum Brechen — als ein abgelauenes Hufeisen endet dieser, jener wird ein blanke Speer, der durch Zeiten dauer', blank und hell, wenn andere rosten. Und einige liegen beim Schmied in der Ecke. Er rührt sie nie an, er läßt sie liegen. Sie werden altes Eisen, ehe sie junges waren. Es frißt sie der Rost.

Am Botanischen Garten kamen Mirim und der große Heinrich Willibald. Sie hatten ihn gesehen und wichen aus. Er lächelte. Zwei Lebenshanswürste. Die den Menschen das vortanzten, was sie von ihnen sehen wollten. Die dann nur aus Hanswürsterei und Affigkeit bestanden. Keiner ein Selbst. Jeder ein Fremdling in sich selbst. Und am Baume der Menschheit nicht Früchte, sondern Schmaroker. Mimikry. Die aber selbst nicht wußten, wie komisch sie waren, die nicht an ihre Schädlichkeit glaubten und ihre wahre Gestalt nie erkannten. Es war gut, daß sie ihm ausgewichen waren. Denen gegenüber fühlte er sich stolz. Ueber denen fühlte er sich. Ja, er hatte nun ein kräftiges und ausdauerndes Selbstgefühl. Und daran wollte er sich halten, das wollte er nähren, heimlich und verschwiegen, aber mit Energie und Ausdauer. Nicht das Leben war der Schmied — in dieser Wahrheit steckte ihm jetzt zu viel Euphemismus und nicht genug Selbstgefühl — er selbst war sein Schmied, und was das Leben tat, das war nur das, was er von ihm begehrte und forderte. Er war der Meister — und das Leben war der Geselle. Er verachtete dieses Gefindel, ob es mit oder ohne Ansehen war, das sich nur so durchschmarokte und mehr an sein Schäschen als an sich selber dachte.

Am Neuilly vorbei war er nach der Porte-Maillet gegangen. Kurz vor der Barriere fand er ein Hufeisen. Es war abgefallen, ohne viel verbraucht zu sein. Er trug es heim — ein Glückspfad. Als Pierre es verkaufen wollte, wehrte er ihm. „Das bringt Glück," sagte er. Pierre schüttelte den Kopf.

„Du bist doch nicht dumm, Doktor?"

„Nein!"

„Also!"

„Aber ich behalte das Hufeisen."

Dann nahmen sie ihre Zettel, die sie heute abend noch auszuteilen hatten, und gingen. Sie waren dazu von einem Bouillonrestaurant engagiert, nahe beim Bahnhof St.-Lazare: Philipp stand nach der Trinitatiskirche zu, Pierre nahe beim Bahnhof, und es war der schönste Verdienst, den sie seit lange gehabt hatten: sie bekamen jeder einen Frank pro Tag und ihr Mittag- und Abendessen. Man war sehr mit ihnen zufrieden. Sie brachten viele Gäste herbei — Pierre durch seinen Humor, Philipp, weil er Deutsch sprach, wenn er es für notwendig hielt. Und es kam öfter vor. Auch mit Englisch wußte er soviel umzugehen, um es bei Gelegenheit in Anwendung zu bringen.

Pierre sagte schon: „Wir werden nächstens 1 Fr. 25 verlangen. Sprachkenntniße wollen bezahlt sein."

Das gelang ihnen nun nicht, aber sie schlugen den Morgenkaffee heraus. Das war gar nicht zu unterschätzen. Sie hatten jeden Monat einen hübschen Uberschuß. Nach zwei Monaten konnten sie sich neu kleiden. Seit Jahren hatte sich Pierre in keinem neuen Anzuge mehr gesehen. Er ließ sich frisch rasieren und die Haare schneiden und sah nun ganz anders aus. Er hatte Freude an sich selbst.

Philipp bemerkte, daß er älter geworden war und daß die Jahre ihm ihre Zeichen aufgebrägt hatten; aber nun er wieder neue Kleider trug, sah man es ihm nicht an, wie er lebte und wie weit unten er unter den Menschen schritt. Aus Freude an ihrem wohlhabenden Aussehen feierte er mit Pierre den Tag. Als sie am Abend fertig waren, gingen sie in die „Olympia", wo eine gute russische Kabelle die Nacht hindurch spielte. Sie tranken ein Glas Champagner jeder, und Pierre fühlte sich wohl unter Menschen. Er fand Gefallen und Geschmack an der besseren Lebensweise.

((Fortsetzung folgt.))

## Die familie Krage.

Von Johann Stjoldborg.

Autorisierte Uebersetzung von Laura Heise.

Jürgen blickte ihr nach; noch nie war sie ihm so schön vorgekommen, und Freude blitzte in seinen Augen.

Noch beim Schlafengehen lag ein Schimmer dieser Freude, in Form eines feinen Lächelns, um seinen Mund. Es dauerte lange, bevor er einzuschlafen vermochte. Vor seinem inneren Auge erhob sich ein Ziel in weiter Ferne. Es kam näher und immer näher. Das Innere dieser Dünenbewohner war genau so unkultiviert wie die Erde, die sie einst von neuem aufgebrosen und bebaut hatten. Wie aber nun, wenn er hier zum Retter werden sollte? . . . Der die jähe Kruste der althergebrachten Meinungen durchbrach, den Boden lockerte und einen Platz herrichtete, in dem die Gedanken der Zeit Wurzel schlagen konnten! . . .

Und mit diesen Ideen beschäftigt, lag er völlig wach da, und in seinem Innern war eine andächtige Stille, ein Friede, der sich herabsenkte, wenn schöne Träume vorbeischieben.

Aber draußen am Hausgiebel standen die Dünenbewohner und schwahten noch ein Weilschen, bevor sie auseinandergingen.

„Der junge und der alte Krage haben nicht viel Ähnlichkeit miteinander!" sagte Niels Walle und schloß die Vorderklappe seiner Weinkleider.

„Ja, es ist ärgerlich für einen so strebsamen, ordentlichen Mann wie Anders Krage!" antwortete Jens Koi.

„Mir scheint, Jürgen sagt manches Schöne", bemerkte Jürgen Raaf stille.

„Jaha, aber stimmt es?" fauchte Nads Kir.

„Du kriegst keine rechte Antwort auf Deine Frage nach diesem Rad, he, he, scheint mir!" lachte Niels Walle.

Sören Knaf wagte zu bemerken: „Ich glaube trotzdem, daß man von Jürgen Krage etwas lernen kann."

Jens Koi aber fällt das endgültige Urteil, indem er sagte: „Willst Du mir nicht sagen, woher solch ein Mensch, der nichts tut als spekulieren und studieren, sein Essen und Trinken nehmen soll? Das geht nie und nimmer; denn — ah — ich will Euch etwas sagen: Luxus ist eins, aber Praxus ist meiner Seel ein zweites!"

Damit trennten sie sich und jeder schlug seinen eigenen Weg ein, mitten hinein in die schwarze Heide, wo sie bald darauf verschwand.

Es war, als hätte die Erde sie verschluckt.

6.

Wald kam die Zeit, da Anders oben auf dem Boden die alte, blauangestrichene Wiege herborsuchen mußte, die von altersher in der Familie Krage im Gebrauch gewesen war.

„Es ist immer gut, etwas aufzubewahren", sagte er zu sich selber, während er die Spinnewebe entfernte. „Wenn hier ein Stuhl eingeseht wird, kann die noch manches Jahr dienen."

In einer Ecke der Wagenremise, wo er seinen Ragelkasten und sein Handwerkszeug aufbewahrte, stand er dann und besserte die Wiege aus. Und während der Arbeit sumnte er die Melodie eines Wiegenliedes vor sich hin, was seit vielen Jahren nicht mehr vorgekommen war.

Die blaue Wiege ward in der Folgezeit der anziehende Mittelpunkt des Hauses.

Nächstes ging umher mit einem Gesicht, in dem jeder Zug zu einem milden Altfräulächeln ward. Und Anders hängt in diesen Tagen des öfteren den Dreiflügel an den Hals und kam ins Zimmer hinein, wo er dann ein Weilschen stand, sich bald hierhin, bald dorthin wandte, aus dem Bierkrug trank und wieder hinausging. War aber niemand drinnen, dann schlich er zur Wiege und schob einen seiner großen Finger unter das Kinn des Kleinen, wobei sein Antlitz in so tiefer, inniger Freude erstrahlte, daß der gewohnte barsche Ausdruck völlig daraus verschwand.

Es war überhaupt merkwürdig, wie oft die Alten und die Jungen jetzt im Zimmer zusammentrafen, jeder von seiner Beschäftigung in einem anderen Raum des Hauses kommend. Und wenn sie drinnen waren, traten sie viel leiser auf als sonst. Die Worte hatten einen freundlicheren Klang. Am Abend, wenn alle stundenlang schwiegen, wirkte die Stille nicht so drückend wie früher; es war, als sei im Zimmer ein geheimnisvoller Dämpfer zur Stelle, der weiche Gedanken schuf.

Am dem Tage, an dem Anders erfuhr, daß sein kleiner Enkel seinen eigenen Namen tragen sollte, konnte er abends kaum einschlafen. In der Dämmerung, als er hinter dem Scheunenbalken lag und Strohhalm aus dem Häkfel entfernte, und niemand wußte, daß er da war, hörte er, wie Jürgen im Waschraum zu Marie sagte. . . . In seinem Haus ist er geboren, und daher soll er auch seinen Namen tragen!

Als dann die Nacht kam, lag der Alte da und dachte an seinen Taufnamen, den er von seinem Großvater hatte, und der nun weiter fortgepflanzt werden sollte. Und ihm war zu Mut, als solle sein eigenes Leben in Zukunft fortgeführt werden von dem Kleinen dort in der blauen Wiege. . . .

Er lachte. Es war ihm, als höre er Weinen und Klageklänge. Das Kind ward wirklich krank. Marie schritt halbangekleidet mit dem Arzinen auf dem Arm im Zimmer hin und her, wiegte

es und suchte es zu beruhigen. Aber es jammerle lauter und lauter. Die anderen folgten ihren Bewegungen mit wachen, traurigen Augen. Ab und zu erteilten sie einen Rat und lagen im übrigen da, geauakt durch das zunehmende Weinen des Kleinen. Es mußte Licht brennen während der ganzen Nacht.

Bei Tagesgrauen verschlimmerte sich der Zustand des Kindes. Jürgen war stets bei Marie. Das Kind ging von einer Hand in die andere in ruhelosem Wechsel. Nerven trippelte hin und her, heizte den Ofen und trocknete Kinderwäsche. Anders ging, in tiefe Gedanken versunken, aus und ein und stand dann wieder ein Weilschen und blidte hilflos auf den Kleinen Enkel hinab, der seinen Namen tragen sollte.

Wenn in dem Schreien des Kindes eine Pause eintrat, atmete es mit unnatürlicher Hestigkeit. Das Haar klebte an dem Kopf des Säuglings, und der kleine Körper war bald fieberheiß, bald wieder kalt mit perlenden Schweißtropfen auf den bleichen Wangen.

„Wir werden ihn taufen lassen müssen!“ sagte Jürgen traurig. „Ja, Jürgen!“ antwortete Anders beifällig. „Man weiß nie, was geschehen kann.“

Marie legte das Kind an die Brust, aber es wollte nicht trinken; matt und hastig atmend lag es auf ihrem Schoß.

Jürgen hückte die Ellenbogen auf die Knie und starrte mit gesenktem Kopf vor sich hin.

Dann sagte Anders: „Ja, mir scheint, Jürgen, wtr sollten zusehen, daß wir den Pastor zu fassen kriegen, während es noch Tag ist. Es ist dicke Luft und auf den Wegen liegt viel Schnee.“

Jürgen zog seine langen Stiefel an und begab sich auf den Weg. Es ward nach Sören Knaks Frau gesandt, die das Kind über die Taufe halten sollte. Man legte, machte die Betten in Ordnung und holte das beste und feinste Wiegenlaten und Kinderzeug hervor, das man besaß.

Und Anders kämte sein Haar und zog die selbstgesponnene, wollene Weste an.

Die Stunden gingen, aber mit dem Kleinen ward es nur immer schlimmer. Draußen begann es heftig zu schneien und aus Nordost zu wehen, und noch immer war kein Pastor zu erblicken.

Marie machte sich ein wenig zurecht. In einer hölzernen Schüssel ward Wasser zum Anwärmen an den Ofen gestellt, damit es nicht zu kalt sei für den Kopf des Kleinen, ein weißes Stück Rinnen ward auf das eine Ende des Tisches gelegt und ein Handtuch daneben.

Inzwischen lehnte sich Anders über die Wiege und blies unausgesetzt dem Kinde seinen eigenen, warmen Lebensatem in den Mund, um das enteulende Leben des Kleinen Entels aufzuhalten.

Endlich hielt der Schlitten vor der Tür. Aber der Pastor konnte nicht sprechen. Sein Vollbart war ineinandergesfilzt vom Schnee und Eis und bildete einen einzigen Klumpen, den er erst über heißem Wasser auftauen mußte.

Endlich erhob er sich mit priesterlicher Würde, packte seinen Ornat aus und öffnete die runde Blechschachtel, die seine Halskrause enthielt. Ehrerbietige Augen folgten genau seinen Bewegungen.

Und wie der Priester nun bestand in der niedrigen, zweifenstrigen Stube des Krageschen Hauses in seinem geistlichen Gewand, da senkten die beiden Alten unwillkürlich das Haupt.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Dichterleben in Briefen.

Detlev v. Liliencrons „Ausgewählte Briefe“, die Richard Dehmel loeben bei Schäfer u. Köppler erscheinen ließ, sind fast mehr ein menschliches Dokument als ein literarhistorisches. Denn im Unterschied von anderen berühmten Künstler-Briefschreibern wie Wagner, Nietzsche, Liszt, hat der holsteinische Heidesänger seine Briefe nie auf den Effekt hin komponiert, nie auf den berühmten „Ewigkeitswert“ hin redigiert. Keim, frisch, natürlich, unbesümmert, rücksichtslos nach oben und unten, draußgängerisch wie ein echter Reitermann war L. als Mensch, und so sind auch seine Briefe. Sie zeigen wie ein guter Spiegel getreulich und scharf das Bild seines Charakters und Wesens, das Bild eines reichen, glühenden, leidenschaftlichen Dichterlebens, dessen stete Begleiter Not und Sorge und Schuldenqualen waren bis fast zuletzt, als zu ihm mit der bescheidenen Sorglosigkeit und dem lauten Ruhm auch der Lebensstetel kam. Dehmel, mit Maximilian Fuhrmann Liliencrons intimster Freund, hat aus einem Miesematerial von über 21 000 Schriftstücken die zweibändige Sammlung sorgfältig ausgewählt, chronologisch geordnet und nur da redigiert duras Klammern und Auslassungen, wo es sich um subjektive, später unsaltbare Temperamentsausfaltungen oder um persönlichen Klatsch handelte, dem nur eine Zufallsanme oder Augenblicksmeinung zugrunde lag. Eile bei Herausgabe der Briefe tat dringend not, wie Dehmel in seinem Vorwort bemerkt, denn L., wer noch kaum begraben, da wurden mit der üblichen Bettrennerei allerlei Briefe von ihm durch die Presse gejagt, die der landläufigen Meinung über den Dichter einen willkommenen Zehrspeisung boten. Briefe, mit denen er die Jaungäste seiner Berühmtheit zu traktieren pflegte. Dieser Art von Briefen hat der Herausgeber mit Recht die Aufnahme verwehrt. Durch sie hat L. zum guten Teil den Ruf über sich aufgebracht, unter dem er später oft bis zum Stel litt. Den Ruf eines närrisch-

genialen Pierrots, eines liebenswürdigen Schürzenjägers, Weberschwenzers und Schtwerendöters, eines harmlos-naiven Naturburschen schließlich, dem eines Tages, er wußte selbst nicht wie, die Muse den Meisterluß zu geben beliebte. Diese Stichmarken waren nun einmal populär geworden. Was verfocht es den guten Deutschen, daß ihr mit Enthusiasmus erst beschimpfter, dann verkannter, darauf dem üblichen deutschen Dichterlassiker- und Künstlermarthrium: Selbstmord oder Hungertod nahe gebracht, endlich auf dem Wege übers Ueberbreitl und kaiserliche Gnadengefäßer zur Verühmtheit gestempelter größter Nach-Goethe'scher Lyriker sich im größten Teil seines dichterischen Lebenswerkes von den Adjutantenritten, über den „Poggfred“ bis zu „Leben und Lüge“ mit „Mordlust und Wahnsinn, Glend und Sünde“ besetzt hat oder daß er seine Phantasie in geheimnisvolle erberne Siriuswelten emporsteigen ließ? Er galt und gilt den meisten der heutigen Zeitgenossen als „der Hurra-Poet par excellence, als der Eichingdada- und Hopfassa-Geld, der Liebhaber der Kleinen Mädchen und möglichst großen Tringelder, der nebenbei auch gern noch Natur kneipt“. Wer vorurteillos diese Briefe liest, wird freilich den Glauben an den „simplen und naiven Liliencron“ für immer aufgeben müssen. Er wird erkennen, daß L. das harte Wort „Selbstsucht“ in seinem Privatleben wie in seinem „teutschen Dichterberuf“ nie vergessen hat, daß der „unbesümmert durch den deutschen Dichtwald schlendernde Naturbursche“ in Wirklichkeit eine äußerst komplizierte, seelisch tiefe, scheue Natur war, die immer hart am Rande der seelischen Selbstzertrümmerung hin volligierte, aber die schwere Kunst aus dem Spiel des kunterbunten Lebens gelernt hatte, eine Umgangsmaske vor seinen durchbohrenden „Spötenkieslerblid“ zu legen: die Miene des Kammerherrn.

Die Auswahl der Briefe gibt nicht nur ein volles menschliches Charakterbild, sondern ein möglichst lidenloses autobiographisches Charakterbild. Die Briefe umfassen die Zeit vom 9. November 1868 bis zu einem Fieberbrief am Tage vor seinem Tode (22. Juli 1909) an seinen Verleger. Eine größere Lücke findet sich nur in der Zeit von 1876—81, also von seiner amerikanischen Reise bis in seine Gadesbogh-Stellung in dem hollsteinischen Marchenstet Kellinghusen. Die Briefe in dieser wichtigen Lebensperiode, wo sich seine früh erwachte Schriftstellerlust mit künstlerischer Disziplin zu späterem freien dichterischen Schaffen rüstete, sind verloren gegangen. Auch von seinem Aufenthalt in Amerika 1875—78 wissen wir wenig. Der pensionierte deutsche Hauptmann war drüben nacheinander Sprachlehrer, Klavierspieler, Stallmeister, Stubenmalter. Sein poetisches Naturell lag damals in den Wehen. Seine jeweilige soziale Stellung war ihm wurst: „dor läch id öder.“ Sie konnte seinen inneren Adel nicht berühren. So kam der „deklaffierte Baron“ nach Reichsdeutschland zurück, in das Land der reglementierten sozialen Vorurteile. Hermann Friedrichs, der Redakteur des „Magazins“ hat ihn eigentlich in die Literatur eingeführt. Dann trat er mit den Führern des jungdeutschen Realismus, mit R. G. Conrad, den Garts, Bierbaum, Felle, Dehmel, Mendel in engen regen Verkehr.

Ein „Leidmotiv“ in seinem Briefwechsel der 80er und 90er Jahre tritt immer deutlicher hervor: die fürchterliche Geld- und Schuldenqual. Er wird von den Kleinen Gläubigern aus seiner Leutnants- und Beamtenzeit, die wie Blutegeel an ihm hängen, Tag und Nacht verfolgt. Auf Pfingsten freut er sich, weil da zwei Tage lang der Gerichtsbolzhieser nicht kommen kann. In einen Brief an Karl Gutmann vom 7. Juni 1895 legt er folgende „Annonce“ bei: „Ein „deutscher Dichter, längst als solcher anerkannt, trotzdem ohne genügende Existenzmittel, 50 Jahre alt, unversehratet, von Adel, Hauptmann a. D., sucht zum Herbst bei begüterter vornehmer Persönlichkeit Vertrauensstellung als Sekretär, Repräsentant, Verwalter eines unbewohnten Schlosses oder Herrenhauses oder dergleichen.“

An seinem 50. Geburtstag (30. Mai 1894), wenige Tage bevor ihm seine geliebte treue Anna, die spätere dritte Frau (er schildert sie: „das Mädchen fast puritanisch-streng, stumm, nie oder selten ihre Sentiments zeigend, voll vornehmster innerer Gesinnung. Eine echte Holsteinerin. Liltje Marschuerdern“), das Töchterchen Abel, zeitlebens des Vaters Stolz und Augapfel, geboren hat, schreibt er einen nachdenklichen Brief an Timm Kröger: „Da ist nun der Zeitpunkt da, wo ich nullam diem sine linea (keinen Tag ohne eine Zeile) haben darf. Mein Leben war ein fröhliches. . . Erst in den letzten Jahren merkte ich, wie voll Heuchelei die Welt ist und wie namentlich unsere Deutschen darin ein Waderes leiten. Der Niederichlag meines lustigen Lebens waren meine erotischen Lieder. Ich habe gesehen, wie ein großer Teil der Leser vor mir das Kreuz geschlagen hat. Zuerst verstand ich's nicht; aber seit einigen Jahren ist mir ein Licht aufgegangen. . . Ich zog in den letzten Wochen die Bilanz meines Lebens. Vieles verbrannte ich. Mächte Rechnung p. p., kurz wie einer, der sich auf sein Grab vorbereitet. Zu Sonntag, meinem 50. Geburtstag (siehehlich 11), schickte mir ein Anonymus aus Frankfurt 30 M. mit dem ausdrücklichen Befehl: „Weinlaub im Haar“ mit einer Schönen eine Flasche Pommerz zu trinken. Ich sehe daraus, daß es doch noch Menschen gibt, die keine Philister sind.“

Mit Entschiedenheit weist Liliencron wiederholt politische und religiöse Parteinahme von sich. Er ist Gefühlsmonarchist und im übrigen ein freier unabhängiger Geistesaristokrat. So heißt es in einem Brief an den Schreiber dieser Zeilen: „Ueberzeugt von der Freilandsidee werde ich nie werden. Ich bin Royalist von reinstem Wasser, nicht allein „laut Darwin'schen Vererbungsgesetzen“, sondern aus

## Kleines Feuilleton.

### Völkertunde.

innerster Ueberzeugung: Ich bin Royalist und Atheist! „Alles ist eitel!“ Ich glaube nicht an einen Fortschritt der Menschheit. Eher an das Gegenteil. Aber eines tue ich mit Freuden: ich lasse jedem seine politische, philosophische, religiöse p. p. „Meinung“. . . Ich bin Künstler, und weil ich das bin, bin ich frei und unabhängig. Nehme mich den Teufel um Politiol. Jeder Tendenz-Künstler ist mir ein Greuel aller Greuel. Ich dichtete das, was ich sah und erlebte (auch in „Poggfred“, da hab' ich allerdings „eigenhändige“ Erinnerungen gegeben), natürlich dichtete ich hinzu (Phantasia).

Der „Sechste Abschnitt“ 1899—1903 umfaßt die Lebenskapitel: Poggfred-Vollendung. Dritte Eheschließung. Eigener Hausstand. Immer noch Schuldennot. Ueberbrettel-Leitung. Kaiserliches Gnadengehalt. Wenn auch des Dichters Lebensschifflein mit Hilfe treuer Piloten und Loten allmählich ruhigere und sichere Fahrt mit dem Kurs in den Hafen des Friedens, der Ruhe, der Einsamkeit, des eigenen Häuschens mit Kartoffelfeld bekommt, so drohen doch noch immer die Stürme der Gläubiger und Krämer, die ihre „3 Mark 80 Pf.“ haben wollen. Da bricht dann wohl ein Angstschrei des Gebeyten aus wie der an seine Verleger Schuster u. Vöfler: „Mal tief und ernst gesagt, Ihr lieben Kerls: i halt's nimmermehr aus. Meine Geldschuldenqual übersteigt die irdischen Grenzen. 600 Mark ungefähr sind „eingelommen“. Nach dem Apparat. Also — ich habe Beispiele — muß ich wohl sehr unbeliebt sein. Wir wollen also bald ein Ende machen. Denn, so solid ich lebe, bei Gott, so kommt doch in Verzweiflung hier und da ein Tag, eine Nacht, wo ich mir sage: Genieße und dann schick dich tot. . . Hochzuverehrende Herren, schickt mir einen lieben Brief, ehe ich das gewollte oder nicht gewollte Opfer meiner Landsleute werde.“

Öffentliche Vorträge seiner schönsten Lieder „mit schnarrender Leutnantsstimme“, Prostitution als Ueberbrettel-Baron, endlich kaiserliches „Gnadengehalt“, dazu werktätige Liebe und Opferwilligkeit wohlhabender Freunde und Verehrer bringen dem Geplagten, der dabei nie seinen Humor verliert, spät, wenn auch noch nicht zu späte Hilfe. Die Ueberbrettelerei ist der menschenscheuen, vornehmen, stillen Natur L.'s natürlich ein „Greuel aller Greuel“ gewesen, was folgender Stoffsenzer bestätigen möge: „Ja mein Lieber, Getreuer, die Hure verläuft doch nur ihren Leib, ich aber noch dazu meinen Namen und meine Seele. An den Säulen, Wänden (in Köln) steht: Detlev v. Viliencron's Buntess Brettl. . . Nein ich kann kaum noch dagegen an. . . O Gott! Aber immer nur „de Schnauze hoch und Hänsebraten“. Es gibt in den „Theatern“, wo seine Truppe spielt, keinen Aufenthaltsort für den „Chef“. Er muß sitzen zwischen den Barbieren und Kulissenchiebern. Das Publikum behandelt er beim Auftreten vollkommen als Lust, macht weder vorher, noch nachher Verbeugung usw. Er sehnt sich nach seiner „lieben Frau und seinen lieben, lieben Kindern“ und unterhreibt sich aus Wiesbaden, Weihnachten 1904, als „Ihr alter, lustiger, noch immer gern mit hübschen Soubretten „soupierender“ D. L., Haremswächter, Seiltänzer, Wandredner, höherer Magister, Hoftheaterbesitzer, Bahrfahrer, Zirkusdirektor, Feuerfresser, Messerichluder, lebende kaninchen Verschlingender, Doktor Eisenbart, Elefantenvorführer, Löwenbändiger, Eccentric-Clown, Equilibrist, Schlangenmensch, vereidigter Brettlspringer, Akrobat, Verwandlungskünstler, der nicht Dagewesene am Red, Klarinettenvirtuose, Champion of the World!“

Letzte Periode: 1904—1909. Befreiung vom Schuldenrest. Familienglied. Verühmtheit. Korrespondenzlast. Lebenskel. Tod am 22. Juli 1909. — Das Wunder war gesehen. Fast augenblicklich mit dem Strahl der kaiserlichen Gnadensonne war Detlev v. Viliencron bei den Deutschen vom geistigen Durchschnitt ein berühmter Mann geworden. Viliencron-Bücher, Viliencron-Tragen, Viliencron-Interviews, Viliencron-Autogramme. Er kriegt 100 Briefe und 10 Bücher zur gefälligen Beurteilung täglich ins Haus. Aber mit dem zu späten Ruhm war der Ekel bei dem Manne gekommen, der die Menschenbestien gründlich kennen gelernt hatte. „Wissen Sie, daß ich sehr krank bin in dieser Zeit“, schreibt er (23. Mai 1904) an Fritz Bödel. „Ich muß mich fortwährend erbrechen, nämlich — vor Blut, Ekel und Scham über diesen ganzen augenblicklichen Viliencron-Schwindel.“ Langsam kommt sein schweres, wildes Blut zur Ruhe. Fast gewaltig muß man ihn aus seiner gewollten Einsamkeit herausreißen, den Einsamkeiten seines Zimmers, des Gartens, der Feld- und Heidelspaziergänge. Seine Familie und drei bis vier intime Hamburger Freunde sind sein letzter Zirkel. Ein harter Panzer wächst um seine Seele, der die Eindringlichkeiten der neugierigen Welt abzuwehren weiß. Die vermehrte Menschenkenntnis hat seine Lebenskraft nicht bändigen können, aber den Lebenskel in ihm gewedt. (Ein Kurt Pieper, (13. August 1906): „Ja, C. F. Meyer hat recht; „vermehrte Menschenkenntnis“, das ist. Und dann wie gesagt: das bittere, meine Seele beschämende Gefühl nachher: Was hast du da nun alles geschwätzt, gelacht, getanzt, getobt. Dionysos! und — bin doch der einsamste Mensch. Das (und die Geldfrage) ist mir dann (nachher) so unerträglich ekelhaft! Sie verstehen mich! Die Menschen werden es niemals einsehen, daß das noch ungebändigte Lebenskraft war. (Aber wie hätte ich denn z. B. solche frische Liebeslieder in meiner früheren Zeit machen können?) Und deshalb werden die Menschen mir später, nach meinem Tode, vielleicht den Vorwurf machen, daß ich nicht frühzeitiger Philister wurde. . .“ m.

Die Stellung eines Häuptlings in Ostafrika. Die außerordentliche Machtfülle, die ein hervorragender Häuptling der Babena vor der deutschen Herrschaft besaß, wird von dem Missionar Martin Friebe im „Globus“ geschildert. Das deutsche Regiment hat zwar die Häuptlingsgewalt in mancher Hinsicht eingeschränkt; aber so weit das alte Häuptlingsrecht mit dem deutschen Recht und der deutschen Verwaltung nicht in Widerspruch steht, besteht es noch jetzt fort. Als unumschränkter Herrscher gebot ein Häuptling der Babena über Leben und Tod seiner Untertanen. Er konnte beanspruchen, daß bei seinem Tode Leute seines Stammes getötet wurden, deren Seelen ihm im Jenseits Gefolgschaft leisten mußten. Auch sonst wurden im Lande hin und wieder Leute getötet, damit sie den Hofstaat des verstorbenen Häuptlings seiner Würde gemäß vermehren könnten. Wie Tod und Leben, so lag auch die Verfügung über das Vermögen in der Hand des Herrschers. Sah er auf seinen Wegen irgendein schönes Kind oder sonst etwas, was seine Augen lockte, dann brauchte er nur seinen Wunsch zu äußern, und sogleich mußte der Besitzer sein Hab und Gut an ihn abtreten. Einen Anspruch auf Entschädigung hatte keiner der also „Ausgezeichneten“; nur durfte ihm nicht ohne besonderen Grund sein geamter Besitz genommen werden. Nur in beschränkter Weise erstreckt sich das Recht des Herrschers auf das Vermögen seiner Untertanen, auch auf ihre Frauen. Hat der Häuptling auf eine verheiratete Schöne seines Landes ein Auge geworfen, so muß er sich erst der Einwilligung der Frau versichern, bevor er dem Manne sein Ehegipson wegnehmen darf. Der Gatte hat Anspruch auf Ersatz des Heiratsgutes, das er für seine Frau gezahlt hat. Unter allen Männern seines Stammes ragt der Häuptling durch eine besonders kostbare und reiche Kleidung hervor. Stoffe, wie er sie trägt, dürfen nur noch von denen getragen werden, die sie aus seiner Hand erhalten haben. Sein besonderer Schmuck sind Otternfelle. Angeredet wird er mit dem Ehrennamen „Senga“, der ursprünglich „Kind“ bedeutete, aber jetzt etwa unierem „Majestät“ entspricht. Ein schwerer Verstoß gegen die streng innegehaltene Hofstille wäre es, wenn man den Häuptling einmal allein gesehen ließe. Stets geleitet ihn ein zahlreicher Zug. Größte Gastfreundschaft empfängt ihn überall; wo er erscheint, fließt das Bier in Strömen. Unternimmt er Kriegszüge gegen die benachbarten Stämme, dann hat er an einem bestimmten Tag gleichsam sein „Benefiz“. An diesem Tage wird alles, was seinen Leuten beim Ventemachen in die Hände fällt, dem Häuptling als Eigentum übergeben. Staatsrechtlich regiert der Häuptling völlig unverantwortlich; es gibt keine Volksversammlung und keinen Rat der Großen, die seine Macht beschränken könnten. In Gerichtsachen ist er der oberste Richter. Große Feuerschleiten beginnen, wenn der Häuptling gestorben ist. Zunächst werden nur die Unterhäuptlinge und die bei Hofe Vertrautesten zusammengerufen, während das Volk den Tod des Herrschers erst erfährt, wenn der Nachfolger schon in seine Häuptlingswürde eingesetzt ist. Früher wurden zu beiden Seiten des gestorbenen Herrschers Kinder im Säuglingsalter lebendig begraben. Waren keine Säuglinge zu diesem Zweck vorhanden, dann mußten größere Kinder dieses Schicksal erleiden. Ein reichliches Leichenmahl schließt die Beerdigung.

### Astronomisches.

Vulkanitätigkeit auf dem Mars. Eine Art von Vulkanismus muß wohl in der Entwicklung aller Weltkörper eine Rolle gespielt haben. Ein Fixstern wie die Sonne ist nichts anderes als ein ungeheurer Vulkan, der seine glühenden Dämpfe Hunderttausende von Kilometern aufwärts schleudert. Unzweifelhaft zeugen einer vulkanischen Tätigkeit trägt ferner die Mondoberfläche an sich, obgleich die inneren Feuer des Erdtrabantens schon fast gänzlich erloschen zu sein scheinen. Von den übrigen Planeten, ausgenommen natürlich die Erde selbst, wissen wir in dieser Hinsicht wenig. Weit aus am besten bekannt ist noch der Mars, aber der Streit, der unablässig über die Auffassung der auf ihm bemerkbaren Linien und Helligkeitsunterschiede geführt wird, beweist am vollkommensten, daß auch er für die Beobachtung des Menschen eine recht schwierige Welt ist. Auffällig ist es, daß man gerade bei ihm nie nach den Wirkungen eines Vulkanismus gefragt hat. Warum sollte der Mars nicht früher ebenso seine Vulkane gehabt haben oder sie vielleicht gar noch heute haben, wie die Erde deren doch genug besitzt? — Und warum sollten nicht gar die Erscheinungen auf dem Mars, über die sich die Astronomen so sehr den Kopf zerbrechen, leichter durch die Annahme vulkanischer Wirkungen zu erklären sein als durch den Glauben an Marsmenschen, die sich zu irgend welchen Zwecken Kanäle von unvorstellbarer Länge und Breite gegraben haben? — Diesen Vorschlag macht nun in der Tat endlich Professor Wilhelm Krebs in den „Astronomischen Nachrichten“, der die verschiedenen Zeichen und Veränderungen auf der Marsoberfläche als die Folgen vulkanischer Tätigkeit erklären möchte. Daß diese Meinung erst jetzt hervortritt, hat seinen Grund darin, daß seit der letzten Opposition des Planeten im vorigen Jahre neue Tatsachen entdeckt worden sind, die auf eine vulkanische Tätigkeit hindeuten. Danach könnte das ganze Netzwerk der berühmten Kanäle aus Bruchlinien bestehen, die durch vulkanische Kräfte und Erdbeben geschaffen worden sind.